

DIE WELTWOCHEN

Diese Woche

Wie zerronnen, so gewonnen

Reiner Eichenberger + Sandra Keller

1,048 Wörter

29 September 2005

Die Weltwoche

020

39

Deutsch

© 2005 DIE WELTWOCHEN. All rights reserved. For further information see

Viele Regeln verderben den Spass und sorgen bloss für Probleme. Die Schweizer Kasinos sollten alle Einsätze zurückzahlen: Das wär der Jackpot für alle.

Das Suchtpotenzial des Glücksspiels verursacht riesiges persönliches Leid und soziale Kosten. Doch auch die heutige Bekämpfung der Spielsucht belastet die Gesellschaft. So sind Glücksspielautomaten ausserhalb von eidgenössisch konzessionierten Kasinos seit 1. April dieses Jahres verboten – angeblich zur Suchtprävention. Erlaubt sind in den bisherigen Spielbetrieben lediglich noch Geschicklichkeitsspiele um Geld. Seither brachen die Umsätze in Restaurants und Spielsalons dramatisch ein. Hunderte von Arbeitsplätzen, rechnete der Spielautomatenverband Swissplay kürzlich vor, gingen verloren.

Natürlich wird damit weder das Glücksspiel noch die Spielsucht besiegt. Ganz im Gegenteil. Das eidgenössische Spielbankengesetz macht das Geldspiel in den zumeist kleineren Spielbetrieben unattraktiv und treibt so die Spieler in die grossen Kasinos, genau dorthin, wo noch mehr Spielmöglichkeiten mit noch grösseren Einsätzen und wirklich ruinösen Verlustmöglichkeiten auf sie lauern.

Die heutigen Vorschriften stellen deshalb nicht nur einen schwerwiegenden Eingriff in die Souveränität der Konsumenten und in die Gewerbefreiheit dar. Vielmehr verschaffen sie den konzessionierten Kasinos einen Wettbewerbsschutz (und damit hohe Gewinne) und dem Staat neue Steuereinnahmen. Gleichzeitig wachsen die Verluste der Spieler und die damit verbundenen sozialen Probleme.

Zu dieser unbefriedigenden Situation gibt es eine Alternative, die alle von der Gesetzgebung anvisierten und tangierten Ziele – Konsumentensouveränität, Gewerbefreiheit, Schutz der Spieler und ihrer Familie sowie transparente Konzessionsvergabe – besser befriedigt. Die heutigen zwei Konzessionstypen für «grosses» und «kleines» Spiel in Kasinos und Kursälen müssen nur durch eine dritte, möglichst freizügig zu vergebende Konzessionsart ergänzt oder ersetzt werden, die neben den Vorschriften zur Bekämpfung der Geldwäscherei nur eine Bedingung vorgibt: eine Auszahlungsquote von hundert Prozent. Dank dieser einfachen Regelung verliert ein Spieler, statistisch gesehen, durch jedes einzelne Spiel kein Geld mehr. Manchmal gewinnt er, manchmal verliert er. Durchschnittlich und langfristig aber heben sich Gewinne und Verluste auf.

Schöner Schein statt grosse Scheine

Unter den heutigen Vorschriften dagegen verlieren Glücksspieler langfristig viel Geld. Denn erstens liegt die erwartete Auszahlungsquote pro Einzelspiel weit unter 100 Prozent – de jure nur bei mindestens 80 Prozent und de facto bei 88 bis 98 Prozent pro einzelnes sehr kurzes Spiel. Zweitens spielen viele Spieler mehr und länger, als sie eigentlich möchten. Ursache dafür sind verschiedene kognitive Illusionen im Umgang mit Spielrisiken, denen die meisten Menschen unterliegen und die zu suchtähnlichem Verhalten führen.

1 _ Viele Spieler glauben, dass nach einer Verlustphase zwingend eine Gewinnphase folgen muss. Deshalb spielen sie bei Verlusten hoffnungsvoll weiter. Die vermutete statistische Regelmässigkeit existiert aber nicht.

2 _ Viele Spieler werden risikofreudiger, wenn ihre Verluste anwachsen, weil sie so eine Chance sehen, ihre Verluste mit «ein bisschen Glück» wieder aufzuholen. Zunehmende Risikobereitschaft und Einsätze führen aber im Normalfall nur zu noch grösseren Verlusten.

3 _ Viele Spieler erkennen in zufälligen Spielabfolgen allzu schnell vermeintliche Regelmässigkeiten und glauben, sie könnten auf den Spielverlauf Einfluss nehmen. Diese Illusion verführt die Spieler dazu, in einer zufälligen (und früher bei Automaten gezielt programmierten) Gewinnphase nicht aufzuhören. Im Gegenteil: Sie werden in ihrem Glauben sogar noch bestärkt, ein System gefunden zu haben und das Spiel zu beherrschen.

4 _ Diese drei Effekte werden durch die Möglichkeit relativ kleiner Anfangseinsätze verstärkt. Ein zusätzlicher Einsatz erscheint gegenüber den Gewinnmöglichkeiten und den angehäuften Verlusten immer klein – solange die Gewinnwahrscheinlichkeiten nicht richtig berücksichtigt werden. Die Spieler unterliegen einer «Tyrannei der kleinen Entscheidungen».

Die gesetzlichen Einschränkungen des Spielgewerbes haben diesen Ursachen exzessiven Spiels nicht Rechnung getragen. Die Mindestauszahlungsquoten sind zu tief und durch die Spieler kaum kontrollierbar. Und selbst bei scheinbar hohen Auszahlungsquoten von über 90 Prozent beträgt das statistische Verlustrisiko bei jedem einzelnen sehr kurzen Spiel gegen 10 Prozent. Die künstliche Verknappung der Spielbankenlizenzen verhindert zudem ein wettbewerbsbedingtes Ansteigen der Gewinnquoten über das heutige Niveau und bewirkt, dass den Spielern zu wenige Spielmöglichkeiten mit durchschaubaren Risiken angeboten werden.

Den elegantesten Ausweg aus dem heutigen Malaise bietet darum eine Auszahlungsquote von 100 Prozent, weil dann die Gewinne langfristig den Einsätzen entsprechen. Die Spielbanken werden so zwar nichts mehr am Spielen selbst verdienen. Gerade das aber bedeutet keineswegs das Ende des Spielgewerbes, sondern einen Neuanfang.

Unter dieser Regelung müssten sich Spielbanken vor allem über Eintrittsgebühren finanzieren. Sie sind für die Spieler viel transparenter als die heutigen Kosten durch erwartete Spielverluste. Der Preis des Spielens ist sofort sichtbar und von der Spielstrategie unabhängig. Dies verstärkt den Wettbewerb zwischen den Casinos. Die Gebühren und damit die Kosten des Spielens würden sinken und die verschiedenen Betriebe unterschiedliche Kombinationen von Eintrittsgebühren, Ausstattung, Ambiente und Raffinesse der Spielgeräte anbieten und somit verschiedene Geschmäcke befriedigen. Es könnten sich zeitabhängige Eintrittsgebühren sowie Preisdifferenzierungen zwischen Kurz-, Langzeit- und Stammesbesuchern entwickeln. Zudem würden die Spielbanken verstärkt versuchen, durch zusätzliche Dienstleistungen wie Restauration und Unterhaltungsprogramme oder auch Werbung für Dritte Einnahmen zu erzielen.

Ein klarer Fall von Win-win

Der entscheidende Vorteil dieser Lösung besteht darin, dass den Spielern – ausser den Eintrittsgebühren – durch das Spielen im Durchschnitt keine Kosten entstehen. Zwar kann ein einzelner Spieler, der nur kurz spielt, immer noch verlieren oder auch gewinnen – je nach Glück. Die Verluste würden aber durch längeres Spielen nicht mehr systematisch anwachsen. Langfristig und im statistischen Erwartungswert würden sich Gewinne und Verluste stets die Waage halten. Dadurch würden die Kosten insbesondere für Spielsüchtige stark sinken. Damit werden die erwähnten Illusionen, die unter der heutigen Regelung exzessives Spiel und Verluste verursachen, auf einen Schlag bedeutungslos.

Insbesondere würden Spieler, die versuchen, vergangene Verluste durch höhere Einsätze und riskanteres Spiel wieder hereinzuholen, nicht automatisch noch mehr Geld verlieren. Weil so Spielsucht praktisch irrelevant würde, könnte die Konzessionserteilung viel liberaler als heute sein und nur noch davon abhängen, dass die Gewinnquoten tatsächlich hundert Prozent betragen und die Regeln zur Bekämpfung der Geldwäscherei eingehalten werden. Zudem werden die Aufgaben der Kontrollbehörden erleichtert, weil eine 100-Prozent-Auszahlungsquote viel leichter kontrolliert werden kann als jede tiefere Quote.

Und so müsste auch nicht mehr zwischen Glücks- und Geschicklichkeitsspiel unterschieden werden. Die Industrie würde ihre Automaten auf grösstmögliches Spielvergnügen auslegen, die Spielfreunde könnten ihre Neigungen ohne Verlustprobleme voll ausleben. Denn Spielen mit hundert Prozent Auszahlungsquote macht mehr Spass als Spielen mit tieferen Auszahlungsquoten. Mit der Spielfreude dürfte schliesslich auch die Beschäftigung in Casinos und Spielbetrieben wieder zunehmen.

Reiner Eichenberger ist Ordinarius für Finanzwissenschaft an der Universität Fribourg und Forschungsdirektor von CREMA (Center for Research in Economics, Management and the Arts).

Sandra Keller ist freischaffende Psychologin.

WEW_39_020.pdf

Dokument WELTW00020051007e19t0000c